

# Heimat

Autor(en): **Frisch, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **70 (1975)**

Heft 1-de

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-174456>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Max Frisch: Heimat

(Rede anlässlich der Verleihung des Grossen Preises der Schweizerischen Schiller-Stiftung, Januar 1974)

Da es die Schweizerische Schiller-Stiftung ist, die uns versammelt, liesse sich über Friedrich Schiller sprechen, der, als schwäbischer Dichter, nicht die historisch-reale Schweiz zu besingen hatte, und also über Wilhelm Tell; es liesse sich darlegen, warum dieser Armbrust-Vater mit Sohn (bei Hodler ohne Sohn, nie aber ohne Armbrust) von Zeit zu Zeit demontiert werden muss; nicht weil er nie existiert hat – das kann man ihm nicht verargen –, sondern weil er, lebendig als Gestalt der Sage, die eine skandinavische ist, und so wie Friedrich Schiller ihn mit deutschem Idealismus ausgestattet hat, einem schweizerischen Selbstverständnis heute eher im Weg steht.

Ich möchte aber von etwas anderem reden.

Eine Ehrung aus der Heimat (und so sehe ich diesen Anlass hier und bin bewegt) weckt vor allem die Frage, was eigentlich unter Heimat zu verstehen ist.

Laut Duden:

*Heimat, die (Plural ungebräuchlich): wo jemand zu Hause ist; Land, Landesteil oder Ort, in dem man (geboren und) aufgewachsen ist oder ständigen Wohnsitz gehabt hat und sich geborgen fühlt oder fühlte.*

Was der Duden sagt, gilt auch für die Mundart: wird oft angewandt, um eine besonders gefühlbetonte Stimmung auszudrücken oder zu erwecken. Seit einiger Zeit allerdings nehmen wir das Wort ungern in den Mund; man beisst auf Führungszeichen: «Heimatstil», «Glocken der Heimat» und so weiter, es erinnert an die Maxime: «Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat», es riecht weniger nach Land oder Stadt, wo man, laut Duden, zu Hause ist, als nach einer heilen Welt und somit nach Geschichtsfälschung als Heimatkunde. Liebe Landsleute: ich bin in der Heliosstrasse geboren ... Quartier als Heimat; dazu gehört das erste Schulhaus (es steht noch) sowie eine Metzgerei, wo ich Fliegen fangen darf für meinen Laubfrosch, ferner ein Tunnel der Kanalisation (zwischen Hegibach und Hornbach): hier stehe ich gebückt, ein Knirps, barfuss im stinkigen Abwasser, erschreckt schon durch den Hall der eigenen Stimme, und dann dieser andere Hall, wenn sie, die Bande da oben, die deinen Mut prüft, durch einen Schacht herunter pfeift in die hohle Stille, diese Schreckenstillen zwischen einzelnen Tropfen, in der Fer-

ne das viel zu kleine Loch mit Tageslicht – Angst also auch, Überwindung der Angst um der Zugehörigkeit willen: lieber durch die Scheisswässer waten als im Quartier Aussenseiter sein.

Was weiter gehört zur Heimat?

Was der Duden darunter versteht, ist nicht ohne weiteres zu übersetzen. *My Country* erweitert und limitiert Heimat von vornherein auf ein Staatsgebiet, *Homeland* setzt Kolonien voraus, *Motherland* tönt zärtlicher als Vaterland, das mit Vorliebe etwas fordert und weniger beschützt als mit Leib und Leben geschützt werden will, *La Patrie*, das hisst sofort eine Flagge – und ich kann nicht sagen, dass mir beim Anblick eines Schweizerkreuzes sofort und unter allen Umständen heimatlich zumute wird; es kann sogar das Gegenteil eintreten: nie (wenn ich mich richtig erinnere) habe ich so scharfes Heimweh erfahren wie als Wehrmann in der Armee, die sich Unsere Armee nennt.

Wie ist es mit dem Pfannenstiel?

Landschaft als Heimat... Da kenne ich Flurnamen, die nicht angeschrieben sind, oder wenn ich sie nach Jahrzehnten vergessen habe, so erinnere ich mich, sie gekannt zu haben. Heimat hat mit Erinnerung zu tun; nicht mit Erinnerung an ein einmaliges Ereignis – Akrokorinth, wenn die Sonne aufgeht, ist nicht Heimat geworden oder in Mexiko der Monte Albán – Heimat entsteht aus einer Fülle von Erinnerungen, die kaum noch datierbar sind. Fast meint man: diese Landschaft kennt dich (mehr als du es vielleicht willst), diese Kiesgrube, dieser Holzweg... In diesem Sinn, Landschaft als Szenerie gelebter Jahre, wäre allerdings vieles zu nennen, nicht bloss der Pfannenstiel und der Lindenhof und der Greifensee: auch eine Düne an der Nordsee, einige römische Gassen, eine verrotteter Pier am Hudson.

Unsere Mundart gehört zu meiner Heimat.

Viele Wörter, vor allem Wörter, die Dingliches bezeichnen, bietet die Mundart an; oft weiss ich kein hochdeutsches Synonym dafür. Schon das lässt die Umwelt, die dingliche zumindest, vertrauter erscheinen, wo ich sie mundartlich benennen kann. Als Schriftsteller übrigens, angewiesen auf die Schriftsprache, bin ich dankbar für die Mundart; sie hält das Bewusstsein in uns wach, dass Sprache, wenn wir schreiben, immer ein Kunstmaterial ist. Natürlich reden Mundart auch Leute, denen man nicht die Hand gibt oder nur unter gesellschaftlichem Zwang. Wenn wir uns überhaupt nicht kennen, so kann die Mundart, die gemeinsame, sogar befremden; zum Beispiel im Speisewagen eines TEE von Paris nach Zürich: der Herr gegenüber, der mit dem Kellner das bessere Französisch

spricht, eben noch urban und sympathisch, aber schon verleitet uns diese unsere Mundart: wir reden plötzlich nicht mehr, wie wir denken, sondern wie Schweizer unter Schweizern zu reden haben, um einander zu bestätigen, dass sie Schweizer und unter sich sind.

Was heisst Zugehörigkeit? Es gibt Menschen, die unsere Mundart nicht sprechen und trotzdem zu meiner Heimat gehören, sofern Heimat heissen soll: Hier weiss ich mich zugehörig.

Kann Ideologie eine Heimat sein? (Dann könnte man sie wählen.)

Und wie verhält es sich mit der Heimatliebe? Hat man eine Heimat nur, wenn man sie liebt? Ich frage. Und wenn sie uns nicht liebt, hat man dann keine Heimat? Was muss ich tun, um eine Heimat zu haben, und was vor allem muss ich unterlassen? Sie scheint empfindlich zu sein; sie mag es nicht, die Heimat, wenn man den Leuten, die am meisten Heimat besitzen in Hektaren oder im Tresor, gelegentlich auf die Finger schaut, oder wer sonst, wenn nicht diese Leute und ihre honorierten Wortführer, hätte denn das schlechte Recht, uns die Heimatliebe abzusprechen?

Quartier, Landschaft, Mundart –

Es muss doch anderes geben, was Heimatlichkeit hervorbringt, Gefühl der Zugehörigkeit, Bewusstsein der Zugehörigkeit. Ich denke zum Beispiel an eine Baustelle in Zürich: ein Platz der beruflichen Tätigkeit. Der Schreibtisch ist ein solcher Platz auch und trotzdem nicht vergleichbar; mein Schreibtisch kann auch in Berlin stehen. Es hat schon, wie der Duden sagt, mit dem Ort zu tun. In erster Linie war es (für mich) das Zürcher Schauspielhaus. Ein öffentlicher Ort, zürcherisch und antifaschistisch. Proben draussen im Foyer, Proben hier (was immer dabei herausgekommen ist) in einem politischen Konsens, der beim Ausschuss des Verwaltungsrates, einem mehrheitlich fachkundigen Ausschuss, nicht aufhörte. Auch wenn ich kein eignes Stück in der Tasche oder im Sinn hatte: Zugehörigkeit auch bei den Proben anderer, damals auch bei Proben von Friedrich Dürrenmatt. Das war jedesmal, kaum hatte ich den Koffer im Hotel abgestellt, das erste Ziel in Zürich: das Schauspielhaus, dann erst die eine oder andere Pinte. *Bodega Gorgot* – die gibt es noch, besetzt von den Nachfahren, so dass man sich vorkommt wie Rip van Winkle im Märchen: Vergangenheit (Perfekt) als Heimat in der Gegenwart.

Aber es fehlt noch immer etwas.

Die Literatur, die sich um Heimatlichkeit bemüht, indem sie sich mit Geschichte und Gegenwart unseres Landes a priori versöhnt, ist beträchtlich. Hei-

matlicher zumute wird mir bei Robert Walser: Exil als Scheinidylle, der Diminutiv als Ausdruck heimlicher Verzweiflung, ein grosser Landsmann auf der Flucht in die Grazie. Gottfried Keller gewiss; nur beheimaten mich seine Briefe und Tagebücher mehr als sein Seldwyla, dieses verfängliche Modell der Begütigung. Gotthelf macht mich zum stauenden Gast im Emmental, nicht zum Einheimischen. Pestalozzi beheimatet mich in seinem revolutionären Ethos mehr als in unsrer Umwelt – aber dann denke ich auch schon an Georg Büchner, an Tolstoi...

Oder genügen ganz einfach die Freunde?

Übrigens nicht zu vergessen sind die heimatlichen Speisen, köstliche wie einfache; Weine, die spätestens nach dem zweiten Schluck das gute Gefühl verschaffen, man kenne sich aus in der Welt wenigstens hier. Und vergessen habe ich den Hauptbahnhof der Vaterstadt; anders als alle Bahnhöfe der Welt: hier kam man nicht zum ersten Mal an, hier fuhr man zum ersten Mal weg. Heimat – wo dieser Begriff sich verschärft: in Berlin, wenn ich Woche um Woche die Mauer sehe (von beiden Seiten); ihr Zickzack durch die Stadt, Stacheldraht und Beton; darauf das Zementrohr, dessen Rundung einem Flüchtling keinen Griff bietet, Spitzensportler haben getestet, dass diese Grenze kaum zu überwinden ist, selbst wenn nicht geschossen würde, die Wachtürme und Scheinwerferlicht auf Sand, wo jeder verbotene Tritt zu sehen ist, Wachthunde – hüben und drüben dasselbe Wetter und fast noch die gleiche Sprache; die verbliebene Heimat, die schwierige Heimat, und die andere, die keine mehr wird.

Mit Freunden ist es so: einer ist Fallschirmspringer der deutschen Wehrmacht gewesen, einer in russischer Gefangenschaft, ein anderer in amerikanischer Gefangenschaft, einer als Schüler im Volkssturm mit Panzerfaust, ein anderer ist in Mecklenburg erzogen worden und vergisst es nicht; ein amerikanischer Freund ist in Korea gewesen und spricht nie davon; wieder ein anderer, Jude, ist unter Stalin zehn Jahre im Kerker gewesen – und man versteht sich nicht weniger als mit Freunden in Biel oder Basel oder Solothurn oder Zürich; nicht weniger, doch anders. Jene sind Freunde, diese sind Freunde und Landsleute: unsere Erfahrungen sind ähnlicher, unsere Lebensläufe vergleichbar, und bei allem Unterschied der Temperamente haben wir schliesslich denselben Bundesrat, dieselbe Landesgeschichte.

Also doch: Schweiz als Heimat?

Ausser Zweifel steht das Bedürfnis nach Heimat, und obschon ich nicht ohne weiteres definieren

kann, was ich als Heimat empfinde, so darf ich ohne Zögern sagen: ich habe eine Heimat, ich bin nicht heimatlos, ich bin froh, Heimat zu haben – aber kann ich sagen, es sei die Schweiz?

Schweiz als Territorium:

Kommt man nach Jahren etwa von Rom, so ist der Tessin vergleichsweise helvetisch, um die Seen herum sogar in einem erschreckenden Grad; wenn die Einheimischen sagen: *Il nostro paese!* so bin ich gerührt, sofern sie damit nicht die verkauften Hänge meinen, sondern die Schweiz: die gleichen Bundesbahnmützen und die gleiche Wehrsteuer, *Il nostro paese*, wobei man in diesen Tälern der schwindenden Italianità natürlich den Unterschied zwischen Deutschschweizern und Deutschen kennt, nur überzeugt er die Einheimischen nicht ganz, und ich selber, wohnhaft im Tessin, würde nie sagen, der Tessin sei meine Heimat, ob schon ich mich dort wohl fühle.

Muss man in der Heimat sich wohl fühlen?

Ausser Zweifel steht ferner, dass Heimat uns prägt – was sich beim Schriftsteller vielleicht besonders deutlich zeigt, nämlich lesbar. Versammle ich die Figuren meiner Erfindung: *Bin*, auf seiner Reise nach Peking, *Stiller*, der in Zürich sich selbst entkommen möchte, *Homo faber*, der sich selbst versäumt, weil er nirgendwohin gehört, der heimelige *Herr Biedermann* usw., so erübrigt sich das Vorzeigen meines Schweizer Passes. *Andorra* ist nicht die Schweiz, nur das Modell einer Angst, es könnte die Schweiz sein: Angst eines Schweizers offenbar. *Gantenbein* spielt den Blinden, um sich mit der Umwelt zu vertragen. *Graf Öderland*, Figur einer supponierten Legende und seinem Namen nach eher skandinavisch, greift zur Axt, weil er die entleerte und erstarrte Gesellschaft, die er als Staatsanwalt vertritt, am eigenen Leib nicht mehr erträgt, und obschon eine Revolte dieser Art nicht hier, sondern 1968 in Paris stattgefunden hat, schreibt die französische Presse: «un rêve helvétique». . . So geprägt ist man.

Man wählt sich die Heimat nicht aus.

Trotzdem zögere ich zu sagen: *Meine Heimat ist die Schweiz*. Andere sagen *Schweiz* und meinen etwas anderes. Unsere Verfassung bestimmt nicht, wer eigentlich zu bestimmen hat, was *schweizerisch* oder *unschweizerisch* ist – wer: die Bundesanwaltschaft? Der Stammtisch? Der Hochschulrat? Die Finanz und ihre gediegene Presse? Die Schweizerische Offiziersgesellschaft?

HEIMAT:

Ist Heimat der Bezirk, wo wir als Kind und als Schüler die ersten Erfahrungen machen mit der Umwelt, der natürlichen und der gesellschaftli-

chen; ist Heimat infolgedessen der Bezirk, wo wir durch unbewusste Anpassung (oft bis zum Selbstverlust in frühen Jahren) zur Illusion gelangen, hier sei die Welt nicht fremd, so ist Heimat ein Problem der Identität, d. h. ein Dilemma zwischen Fremdheit im Bezirk, dem wir zugeboren sind, oder Selbstentfremdung durch Anpassung. Das letztere (es gilt für die grosse Mehrheit) braucht Kompensation. Je weniger ich, infolge Anpassung an den Bezirk, jemals zur Erfahrung gelange, wer ich bin, um so öfter werde ich sagen: *ich als Schweizer, wir als Schweizer*; um so bedürftiger bin ich, als rechter Schweizer im Sinn der Mehrheit zu gelten. Identifikationen mit einer Mehrheit, die aus Anpassungen besteht, als Kompensation für die versäumte oder durch gesellschaftlichen Zwang verhinderte Identität der Person mit sich selbst, das liegt jedem Chauvinismus zugrunde. Chauvinismus als das Gegenteil von Selbstbewusstsein. Der primitive Ausdruck solcher Angst, man könnte im eignen Nest der Fremde sein, ist die Xenophobie, die so gern mit Patriotismus verwechselt wird – eine andere Vokabel, die auf den Hund gekommen ist; auch sie brauchen wir nur noch in Anführungszeichen. Zu Unrecht. Ein Patriot (ohne Anführungszeichen) wäre einer, der seine Identität als Person gefunden oder nie verloren hat und von daher ein Volk als sein Volk erkennt: ein Pablo Neruda, ein Aufständischer also, im glücklichen Fall ein grosser, ein Poet, der seinem Volk eine andere Sprache als die Sprache der Anpassung vorspricht und dadurch seine Identität zurückgibt oder zum ersten Mal verleiht, was unweigerlich, in beiden Fällen, revolutionär ist; denn die Masse der Anpassungen hat keine Heimat, sie hat nur ein Establishment mit Flagge, das sich als Heimat ausgibt und dazu das Militär besitzt – nicht nur in Chile.

Es scheint, dass die jüngeren Landsleute weitaus gelassener sind, nicht unkritisch, aber gelassener. Die Schweiz, die sie erfahren, ist die Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg, das heisst: sie fühlen sich weniger, als es für uns viele Jahre lang der Fall gewesen ist, auf dieses Land angewiesen. Wo wir uns aus Erinnerung ereifern, zucken sie die Achsel. Was beheimatet sie? Auch wenn sie im Land bleiben, leben sie im Bewusstsein, dass Vokabeln wie Föderalismus, Neutralität, Unabhängigkeit eine Illusion bezeichnen in einer Epoche der Herrschaft multinationaler Konzerne. Sie sehen, dass von ihrem Land nicht viel ausgeht; die Maulhelden aus dem Kalten Krieg haben ihre Karriere gemacht, sei es als Bankier oder in der Kulturpolitik oder beides zusammen. Was sie, unsere jüngeren Landsleute, politisch beheimaten könnte, ein konstruktiver





«... und vergessen habe ich den Hauptbahnhof der Vaterstadt; anders als alle Bahnhöfe der Welt: hier kam man nicht zum ersten Mal an, hier fuhr man zum ersten Mal weg...» (Max Frisch)

Beitrag zur Europa-Politik, davon ist wenig zu sehen. Was hingegen zu sehen ist: *law and order*, und nach aussen: eine Schweiz, die sich ausschweigt im Interesse privater Wirtschaftsbeziehungen, verglichen mit anderen Kleinstaaten wie Schweden oder Dänemark mehr als zurückhaltend mit offizieller Willenskundgebung, die zwar das Weltgeschehen nicht ändern könnte – immerhin könnte sie unsere moralische Partizipation am Weltgeschehen entprivatisieren, und das wäre schon etwas: wir könnten uns mit der Schweiz solidarisieren.

*Unbehagen im Kleinstaat* – das ist es wohl nicht, verehrter Herr Professor Karl Schmid, was dem einen und anderen Eidgenossen zu schaffen macht; nicht die Kleinstaatlichkeit. *Besoin de Grandeur*, das zielt nicht auf Grossstaat; die Nostalgie ist eine andere. So gefällig sie auch ist die These, Unbehagen an der heutigen Schweiz können nur Psychopathen haben, sie beweist noch nicht die gesellschaftliche Gesundheit der Schweiz. Wie heimatlich der Staat ist (und das heisst: wie verteidigungswürdig), wird immer davon abhängen, wieweit wir uns mit den staatlichen Einrichtungen und (das kommt dazu) mit ihrer derzeitigen Handhabung identifizieren können. Das gelingt in manchem. Und dann wieder nicht.

Mit der schweizerischen Militärjustiz, wo die Armee als Richter in eigener Sache richtet, kann ein Demokrat sich schwerlich identifizieren. Wage ich es dennoch, mein naives Bedürfnis nach Heimat zu verbinden mit meiner Staatsbürgerschaft, nämlich zu sagen: *ich bin Schweizer* (nicht bloss Inhaber eines schweizerischen Reisepasses, geboren auf schweizerischem Territorium usw., sondern Schweizer aus Bekenntnis), so kann ich mich allerdings, wenn ich *Heimat* sage, nicht mehr begnügen mit Pfannenstiel und Greifensee und Lindenhof und Mundart, nicht einmal mit Gottfried Keller; dann gehört zu meiner Heimat auch die Schande, zum Beispiel die schweizerische Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg und anderes, was zu unserer Zeit geschieht. Das ist, ich weiss, nicht der Heimatbegriff nach dem Schnittmuster der Abteilung *Heer und Haus*; es ist meiner. Heimat ist nicht durch Behaglichkeit definiert. Wer *Heimat* sagt, nimmt mehr auf sich. Wenn ich z. B. lese, dass unsere Botschaft in Santiago de Chile (eine Villa, die man sich vorstellen kann, nicht grandios, immerhin eine Villa) in entscheidenden Stunden und Tagen keine Betten hat für Anhänger einer rechtmässigen Regierung, die keine Betten sucht, sondern Schutz vor barbarischer Rechtlosigkeit und Exekution (mit Sturmgewehren schweizerischer Herkunft) oder Folter, so verstehe ich mich als Schweizer ganz und gar, dieser meiner Heimat verbunden – einmal wieder – in Zorn und Scham.